

ANN LECKIE
DIE MASCHINEN

Das Buch

Breq ist eine Kämpferin, die auf einem einsamen Planeten auf Rache sinnt. Hinter ihrer verletzlichen, menschlichen Fassade verbirgt sich allerdings mehr, als es zunächst den Anschein hat: Breq ist gar keine menschliche Frau, sondern die letzte lebende Verkörperung der Künstlichen Intelligenz eines Militär-raumschiffs. Normalerweise hat jede KI viele Hundert Körper als Hilfseinheiten zur Verfügung, mit denen das Raumschiff die Eroberungsfeldzüge der Radchaai, einer sich aggressiv in der Galaxis ausbreitenden Zivilisation, durchgeführt hat. Aber Breqs Schiff wurde zerstört, und ihr Körper ist das letzte Überbleibsel einer perfekt konstruierten Maschine, abgerichtet zum Erobern und Töten. Doch damit will sich Breq nicht abfinden, und so beschließt sie das Unmögliche: Ganz allein will sie es mit Anaander Mianaai aufnehmen, dem unbesiegbaren Herrscher der Radch – Anaander Mianaai, der seit Tausenden von Jahren unerbittlich die Herrschaft in der Hand hält und seine Befehle in Gestalt von vielen Tausend Körpern durchsetzt. Aber Breq gibt nicht auf, denn Breq will endlich frei sein ...

»Ann Leckie hat eine Welt erschaffen, die die Leser so schnell nicht vergessen werden!« *Publishers Weekly*

Die Autorin

Ann Leckie, 1966 in Ohio geboren, hat bereits mehrere Kurzgeschichten in amerikanischen Fantasy- und Science-Fiction-Magazinen veröffentlicht, bevor sie sich mit *Die Maschinen* an ihren ersten Roman wagte und damit einen großen internationalen Erfolg landete. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in St. Louis, Missouri.

ANN LECKIE

**DIE
MASCHINEN**

EIN ROMAN AUS DER FERNEN ZUKUNFT

Aus dem Amerikanischen
von Bernhard Kempen

Mit einer Vorbemerkung des Übersetzers
und einem Interview mit der Autorin

Deutsche Erstausgabe

HEYNE <

Titel der amerikanischen Originalausgabe
ANCILLARY JUSTICE



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 03/2015
Redaktion: Birgit Herden
Copyright © 2013 by Ann Leckie
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2015
Umschlagillustration: Billy Nunez
Umschlaggestaltung: Stardust, München
Satz: Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-31636-2
www.diezukunft.de

*Für meine Eltern,
Mary P. und David N. Dietzler,
die dieses Buch nicht mehr erlebt,
aber immer daran geglaubt haben*

Vorbemerkung des Übersetzers

Sehr geehrte Leser dieses Buches!

Sind Sie der Ansicht, dass ich Sie mit dieser Anrede korrekt angesprochen habe? Oder fühlen Sie sich ausgeschlossen, weil Sie weiblichen Geschlechts sind und finden, dass ich mich nicht nur an die Leser, sondern auch an die Leserinnen dieses Buches hätte wenden sollen? Diese Frage wird im Zuge des Gender-Mainstreaming und der Bemühungen zur Gleichstellung seit Jahren zum Teil leidenschaftlich debattiert.

Sprachwissenschaftler argumentieren, die Form »Leser« sei ein generisches Maskulinum. Das heißt, die Endung »-er« bezeichnet lediglich den Genus, also das grammatikalische Geschlecht, das nicht zwangsläufig mit dem Sexus, dem biologischen Geschlecht, identisch sein muss. Wenn die »Leser« angesprochen werden, ist das lediglich die sprachliche Grundform dieses Wortes, die selbstverständlich beide biologische Geschlechter einschließt.

Von feministischer Seite wird dagegen der Einwand vorgebracht, dass wir mit dem grammatikalischen Geschlecht natürlich auch das biologische assoziieren. Wenn von einem Arzt die Rede ist, denken wir automatisch

an einen männlichen Mediziner und vergessen dabei, dass es ja auch Ärztinnen gibt. Das Problem mit dem generischen Maskulinum ist also, dass das Männliche als Norm und das Weibliche sozusagen nur als Ausnahme gekennzeichnet wird.

Politisch korrekt wäre es insofern, von »Lesern und Leserinnen« oder, um dem bislang benachteiligten Geschlecht entgegenzukommen, von »Leserinnen und Lesern« zu sprechen. Ein anderer Ansatz bemüht sich, nach Möglichkeit ganz auf geschlechtlich markierte Formen zu verzichten und sich stattdessen an die »Lesenden« zu wenden. Was jedoch bedeuten würde, dass man beispielsweise für den »Arzt« eine ganz neue Bezeichnung finden müsste.

Im Frühjahr 2013 wurde an der Universität Leipzig beschlossen, in allen offiziellen Texten das generische Femininum zu benutzen. Das heißt, dass von nun an nur noch von »Studentinnen« und »Professorinnen« die Rede ist, wobei selbstverständlich auch alle Personen männlichen Geschlechts mitgemeint sind. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass sich diese Regelung allgemein durchsetzen wird, aber es handelt sich zweifellos um einen zum Nachdenken anregenden Beitrag zur Debatte. Wie fühlt es sich für die Männer an, wenn sie aufgrund ihres Geschlechts erst an nachfolgender Stelle oder gar als »Sonderfall« genannt werden?

Genau dieses Szenario spielt Ann Leckies mehrfach preisgekrönter Roman *Die Maschinen* durch, das Buch, das Sie, sehr geehrte Leserinnen (und Leser), in den Händen halten. Das Besondere daran ist, dass dieser Umstand in weit größerem Ausmaß auf die deutsche Über-

setzung zutrifft, als es beim englischen Original der Fall ist.

Die Ich-Erzählerin entstammt einer Kultur, in der geschlechtliche Unterschiede so gut wie keine Rolle spielen. Ihre Muttersprache, das Radchaai, kennt überhaupt keine Genus-Markierungen, was die Autorin zum Anlass genommen hat, im englischen Original als generische Form ausschließlich weibliche Pronomen zu verwenden. Doch gelegentlich kommuniziert Breq mit Vertretern anderer Kulturen, die sprachlich zwischen weiblichen und männlichen Personen unterscheiden. Und dann steht sie vor der schwierigen Frage, welche Genusformen sie benutzen soll. Denn in ihrem Fall kommt erschwerend hinzu, dass sie das Geschlecht fremder Personen oft nicht auf den ersten Blick eindeutig zuordnen kann. Und wenn sie eine fremde Sprache benutzt, fällt es ihr sichtlich schwer, für einen Mann das Pronomen »he« zu verwenden.

Nachdem ich die ersten paar Seiten dieses Buches übersetzt hatte, wurde mir schnell klar, dass ich vor einer schwierigen Entscheidung stehe. Im Original wird zum Beispiel für Lieutenant Awn durchgängig das Pronomen »she« verwendet, was sich natürlich problemlos mit »sie« übersetzen lässt. Aber was ist, wenn von »the lieutenant« die Rede ist? Im Englischen sind Formen wie »the lieutenant« oder »the doctor« (ähnlich wie im Radchaai) geschlechtlich unmarkiert. Doch im Deutschen muss ich mich zwischen einem männlichen oder weiblichen Artikel und einem »Arzt« oder einer »Ärztin« entscheiden. Wenn ich »der Leutnant« schreiben würde, wäre die Sache eindeutig männlich markiert. Damit es zum

»sie« passt, muss ich konsequenterweise von »der Leutnantin« sprechen. Und logischerweise auch von »Ärztinnen«. Selbst aus einem »visitor« oder »friend« muss ich im Deutschen konsequent eine »Besucherin« und eine »Freundin« machen.

Damit ist die deutsche Übersetzung des Romans *Ancillary Justice* der amerikanischen Autorin Ann Leckie offenbar der erste literarische Text in Romanlänge, der konsequent im generischen Femininum geschrieben ist. Zumindest konnte ich bei einer schnellen Recherche keine Hinweise finden, dass so etwas schon einmal gemacht wurde.

Konsequent, aber nicht durchgängig, möchte ich hinzufügen. Falls Sie beim Lesen über die Gespräche mit Denz Ay und Arilesperas Strigan stolpern, denken Sie bitte daran, dass diese Dialoge eben nicht auf Radchaai geführt werden.

Und die Verwendung des generischen Femininums wirkt sich auf viele andere Kleinigkeiten aus, die auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen. Wundern Sie sich, wenn von »den Presger« die Rede ist? Fehlt da am Ende nicht ein »n«? So könnte man argumentieren, aber dann müsste man noch einen Schritt weitergehen und von »Presgerinnen« sprechen. Nein, in diesem Fall ist das »-er« keineswegs eine deutsche männliche Endung, sondern etwas ganz anderes.

Eine wichtige Figur des Romans ist »the Lord of the Radch«, im Englischen mit dem Pronomen »she« beschrieben. Ein Widerspruch? Welches Geschlecht hat »sie« denn nun wirklich? Keine Sorge, ich verrate es hier nicht. In der Übersetzung habe ich »die Herrin der Radch«

daraus gemacht, weil ich finde, dass »die Herrin« – ein männliches Grundwort mit weiblicher Endung – das uneindeutige englische Begriffspaar »Lord«/»she« ziemlich gut wiedergibt.

Meine schwierige Entscheidung hatte zur Folge, dass die deutsche Ausgabe dieses Romans ein bis zwei Schritte weiter als die englische Originalausgabe geht. Denn im Deutschen lässt sich die Grundidee wirklich nicht anders umsetzen, es sei denn, ich hätte Formen wie »die Besuchenden« oder gar »die Leutnant« verwendet, die die Lesbarkeit des Textes nicht unbedingt verbessern würden. Es war keine leichte Aufgabe, das generische Femininum so konsequent wie möglich durchzuhalten, aber nach einer Weile war ich selbst erstaunt, wie schnell man sich daran gewöhnt. Für mich war es unter anderem auch ein hochinteressantes literarisches Experiment. Und genau das ist es ja, was richtig gute Science-Fiction ausmacht. Aber urteilen Sie selbst ...

Bernhard Kempen

DIE MASCHINEN

1

DER KÖRPER LAG NACKT MIT DEM GESICHT nach unten im Schnee, leichengrau, umgeben von Blutspritzern. Es war minus fünfzehn Grad Celsius, und nur wenige Stunden zuvor war ein Sturm vorbeigezogen. Der Schnee breitete sich glatt im fahlen Licht der aufgehenden Sonne aus, nur vereinzelte Spuren führten zu einem nahegelegenen Gebäude aus Eisblöcken. Ein Gasthaus. Oder was in dieser Stadt als Gasthaus galt.

Der ausgestreckte Arm und die Linie von der Schulter bis zur Hüfte kamen mir irritierend vertraut vor. Aber es war kaum möglich, dass ich diese Person kannte. Ich kannte hier niemanden. Das vereiste hintere Ende auf einem kalten und abgelegenen Planeten war so weit von radchaaianischen Vorstellungen von Zivilisation entfernt, wie es nur sein konnte. Ich befand mich lediglich wegen einer dringenden persönlichen Angelegenheit in dieser Stadt auf diesem Planeten. Für auf der Straße liegende Körper war ich nicht zuständig.

Manchmal weiß ich nicht, warum ich etwas tue. Selbst nach so langer Zeit ist es immer noch neu für mich, das nicht zu wissen, nicht mehr von einem Moment auf den anderen den nächsten Befehl befolgen zu müssen. Deshalb kann ich nicht erklären, warum ich ste-

hen blieb und mit dem Fuß die nackte Schulter anhob, um das Gesicht dieser Person zu betrachten.

Obwohl sie halb erfroren, verletzt und blutig war, erkannte ich sie. Ihr Name war Seivarden Vendaai, und sie war vor langer Zeit als junge Leutnantin eine meiner Offizierinnen gewesen, bis sie später befördert wurde, das Kommando über ein eigenes Schiff erhielt. Ich hatte gedacht, sie wäre schon vor tausend Jahren gestorben, aber nun lag sie unbestreitbar hier. Ich ging in die Hocke, tastete nach ihrem Puls, suchte nach Anzeichen, ob sie atmete.

Sie lebte noch.

Mit Seivarden Vendaai hatte ich nichts mehr zu tun, ich war nicht für sie verantwortlich. Und sie war auch nie eine meiner bevorzugten Offizierinnen gewesen. Natürlich hatte ich ihre Befehle befolgt, und sie hatte ihre Hilfseinheiten niemals schlecht behandelt, meinen Segmenten niemals Schaden zugefügt (wie es Offizierinnen gelegentlich taten). Ich hatte keinen Grund, schlecht über sie zu denken. Im Gegenteil, sie hatte die Manieren einer gut erzogenen, gebildeten Person aus guter Familie. Mir gegenüber natürlich nicht – denn ich war ja keine Person, ich war ein Teil der Ausrüstung, ein Bestandteil des Raumschiffs. Aber sie war mir nie besonders sympathisch gewesen.

Ich stand auf und ging in das Gasthaus. Drinnen war es dunkel, das Weiß der Wände aus Eis war schon seit Langem mit Ruß und Schlimmerem bedeckt. Die Luft roch nach Alkohol und Erbrochenem. Die Wirtin stand hinter einer hohen Theke. Sie war eine Eingeborene – klein und feist, blass und mit großen Augen. Drei Stamm-

gäste flegelten sich auf den Stühlen um einen dreieckigen Tisch. Trotz der Kälte trugen sie nur Hosen und wattierte Hemden – auf dieser Hemisphäre von Nilt war es Frühling, und sie genossen die kurze warme Phase. Sie taten so, als würden sie mich nicht sehen, obwohl sie mich sicher auf der Straße bemerkt hatten und wussten, warum ich hereingekommen war. Wahrscheinlich war die eine oder andere sogar involviert, denn Seivarden hatte noch nicht lange da draußen gelegen, weil sie sonst längst tot gewesen wäre.

»Ich möchte einen Schlitten mieten«, sagte ich, »und ein Hypothermie-Kit kaufen.«

Hinter mir schmunzelte eine der Stammkundinnen und sagte spöttisch: »Was bist du doch für ein tapferes kleines Mädchen!«

Ich wandte mich ihr zu, um ihr Gesicht zu mustern. Sie war größer als die meisten Nilter, aber genauso dick und blass wie alle. Sie hatte mehr Muskelmasse als ich, obwohl ich größer und erheblich stärker war, als ich wirkte. Ihr war nicht bewusst, mit wem sie sich anlegte. Nach dem eckigen Labyrinth-Muster zu urteilen, in dem ihr Hemd abgesteppt war, war sie vermutlich männlich. Ganz sicher war ich mir nicht. Innerhalb des Radch-Territoriums wäre es egal gewesen. Die Radchaai scherzen sich wenig um das Geschlecht, und in ihrer Sprache – meiner Muttersprache – wird das Geschlecht in keiner Weise markiert. In der Sprache, in der wir jetzt redeten, hingegen schon, und ich konnte mich in Schwierigkeiten bringen, wenn ich die falschen Formen benutzte. Es war auch nicht gerade hilfreich, dass die Hinweise zur Unterscheidung der Geschlechter von Ort zu

Ort manchmal radikal verschieden und mir meistens unverständlich waren.

Ich beschloss, nichts zu sagen. Ein paar Sekunden später interessierte sie sich plötzlich mehr für etwas in der Tischplatte. Ich hätte sie ohne allzu viel Mühe umbringen können. Ich fand den Gedanken verlockend. Aber im Moment war Seivarden meine höchste Priorität. Ich wandte mich wieder der Wirtin zu.

Sie stand lässig da und sagte, als hätte es keine Unterbrechung gegeben: »Was glauben Sie, wo wir hier sind?«

»An einem Ort«, sagte ich, immer noch auf linguistisch ungefährlichem Terrain, wo keine Geschlechtsformen notwendig waren, »wo man mir einen Schlitten vermieten und ein Hypothermie-Kit verkaufen wird. Wie viel kostet das?«

»Zweihundert Shen.« Das war bestimmt doppelt so viel wie der übliche Preis. »Für den Schlitten. Hinter dem Haus. Den müssen Sie sich selber holen. Noch ein Hunderter für das Kit.«

»Vollständig«, sagte ich. »Unbenutzt.«

Sie zog eins unter der Theke hervor, und das Siegel sah unbeschädigt aus. »Ihr Kumpel hat seine Rechnung noch nicht bezahlt.«

Vielleicht war das gelogen. Vielleicht auch nicht. Wie auch immer, der Preis konnte nur frei erfunden sein. »Wie viel?«

»Dreihundertfünfzig.«

Ich konnte versuchen, mich weiterhin nicht auf das Geschlecht der Wirtin zu beziehen. Oder ich könnte es erraten. Die Chancen standen schlimmstenfalls fünf-

zig zu fünfzig. »Sie sind sehr gutgläubig«, sagte ich und entschied mich für die männliche Form, »wenn Sie einen Mittellosen« – ich wusste, dass Seivarden männlich war, also war das einfach – »so hohe Schulden machen lassen.« Die Wirtin sagte nichts. »Sechshundertfünfzig für alles zusammen?«

»Ja«, sagte die Wirtin. »So ziemlich.«

»Nein, alles. Wir einigen uns jetzt. Und wer danach noch mehr von mir verlangt oder versuchen sollte, mich auszurauben, wird sterben.«

Stille. Dann hinter mir das Geräusch von einer Person, die ausspuckte. »Radchaai-Abschaum.«

»Ich bin keine Radchaai.« Was stimmte. Nur Menschen konnten Radchaai sein.

»Der schon«, sagte die Wirtin mit einem leichten Schulterzucken zur Tür. »Sie haben zwar nicht den Akzent, aber Sie stinken wie ein Radchaai.«

»Das ist der Fusel, den Sie Ihren Gästen servieren.« Gejohle von den Stammgästen hinter mir. Ich griff in eine Tasche, zog eine Handvoll Scheine heraus und warf sie auf die Theke. »Behalten Sie den Rest.« Ich wandte mich zum Gehen.

»Ihr Geld ist hoffentlich echt.«

»Ihr Schlitten ist hoffentlich dort, wo Sie gesagt haben.«
Dann ging ich.

Zuerst das Hypothermie-Kit. Ich drehte Seivarden um. Dann riss ich die Versiegelung des Kits auf, brach eine Tablette von der Karte ab und schob sie ihr in den blutigen, halb erfrorenen Mund. Sobald die Anzeige auf der Karte grün wurde, wickelte ich die dünne Folie auseinander, prüfte die Ladung, legte sie um sie und schaltete

sie ein. Danach ging ich hinter das Gasthaus, um den Schlitten zu holen.

Zum Glück wartete niemand auf mich. Ich wollte jetzt noch keine Leichen hinterlassen, denn ich war nicht hierhergekommen, um Ärger zu machen. Ich zog den Schlitten nach vorn, lud Seivarden auf und überlegte, ob ich meinen Außenmantel ausziehen und sie damit zudecken sollte, aber am Ende entschied ich mich dagegen, da die Hypothermie-Folie eigentlich reichen sollte. Ich startete den Schlitten und fuhr los.

Am Stadtrand mietete ich ein Zimmer, einen von mehreren Zwei-Meter-Würfeln aus schmutzigen graugrünen Plastikfertigteilen. Ohne Bettwäsche, denn Decken kosteten ebenso wie die Heizung extra. Ich bezahlte – ich hatte ohnehin schon eine idiotische Summe darauf verschwendet, Seivarden aus dem Schnee zu holen.

Ich säuberte sie, so gut es ging, vom Blut, überprüfte ihren Puls (immer noch vorhanden) und ihre Temperatur (steigend). Früher hätte ich ihre Kerntemperatur, Herzfrequenz, den Blutsauerstoff und die Hormonwerte gewusst. Allein durch die Kraft meines Willens hätte ich mir jede einzelne Verletzung ansehen können. Jetzt war ich blind. Offensichtlich war sie geschlagen worden – das Gesicht war geschwollen, der Oberkörper voller Prellungen.

Das Hypothermie-Kit war mit einem sehr simplen Korrektiv ausgestattet, aber nur mit einem einzigen, das lediglich zur Ersten Hilfe zu gebrauchen war. Seivarden mochte innere Verletzungen oder ein schweres Schädeltrauma haben, aber ich konnte nur Schnittwunden und Verstauchungen versorgen. Wenn ich Glück hatte, waren

die Unterkühlung und die Prellungen das Einzige, worum ich mich kümmern musste. Aber ich kannte mich in der Medizin nicht mehr so aus wie früher. Zu mehr als einer sehr rudimentären Diagnose war ich nicht in der Lage.

Ich schob ihr eine weitere Kapsel in den Rachen. Noch einmal überprüfte ich die Werte – ihre Haut war angesichts der Umstände nicht kälter als erwartet, und sie schien nicht feucht zu sein. Abgesehen von den Prellungen nahm ihre Farbe wieder ein etwas normaleres Braun an. Ich brachte einen Behälter mit Schnee herein, um ihn schmelzen zu lassen, und stellte ihn in eine Ecke, wo sie ihn hoffentlich nicht umwarf, wenn sie aufwachte. Danach ging ich hinaus und schloss die Tür hinter mir ab.

Die Sonne stand nun höher am Himmel, aber das Licht war kaum stärker geworden. Inzwischen waren mehr Fußspuren auf dem gleichmäßigen Schnee zu sehen, den der Sturm der gestrigen Nacht gebracht hatte, und einige Nilter waren unterwegs. Ich zog den Schlitten wieder zum Gasthaus zurück, stellte ihn dahinter ab. Niemand sprach mich an, kein Laut drang aus dem dunklen Türingang. Ich ging in Richtung Stadtzentrum.

Hier waren Leute unterwegs, gingen ihren Geschäften nach. Dicke blasse Kinder in Hosen und wattierten Hemden bewarfen sich mit Schnee, hielten inne und starrten mich mit großen staunenden Augen an, wenn sie mich bemerkten. Die Erwachsenen taten so, als würde ich nicht existieren, doch im Vorbeigehen verfolgten mich ihre Blicke. Ich ging in einen Laden, trat aus dem, was man hier Tageslicht nannte, in Düsternis und Kälte, die nur fünf Grad wärmer als draußen war.

Mehrere Leute standen herum und redeten, verstummten aber sofort, als ich hereinkam. Mir wurde klar, dass mein Gesicht ausdruckslos war, also richtete ich meine Gesichtsmuskeln so aus, dass ich freundlich und unverbindlich wirkte.

»Was wollen Sie?«, brummte die Ladenbesitzerin.

»Die Leute hier sind doch bestimmt vor mir dran.« Ich hoffte, dass es tatsächlich eine gemischtgeschlechtliche Gruppe war, wie ich in meinen Satz angedeutet hatte. Als Antwort kam nur Schweigen. »Ich hätte gern vier Scheiben Brot und ein dickes Stück Fett. Dazu zwei Hypothermie-Kits und zwei Universalkorrektiva, falls Sie so etwas haben.«

»Ich habe Zehner, Zwanziger und Dreißiger.«

»Dreißiger, bitte.«

Sie stapelte meinen Einkauf auf dem Ladentisch. »Dreihundertfünfundsiebzig.« Hinter mir hustete jemand – man berechnete mir schon wieder zu viel.

Ich bezahlte und ging. Die Kinder lachten immer noch zusammengedrängt auf der Straße. Die Erwachsenen gingen immer noch an mir vorbei, als wäre ich Luft. Ich machte noch einen weiteren Einkauf – Seivarden würde etwas zum Anziehen brauchen. Danach ging ich zum Zimmer zurück.

Seivarden war immer noch bewusstlos, und es gab immer noch keine Hinweise auf einen Schock, soweit ich sehen konnte. Der Schnee im Behälter war fast geschmolzen, und ich legte eine halbe Scheibe vom steinharten Brot hinein, um es aufzuweichen.

Eine Kopfverletzung oder eine Schädigung der inneren Organe waren die größtmöglichen Gefahren. Ich brach

die soeben gekauften zwei Korrektiva auf, hob die Decke an, um Seivarden eins auf den Bauch zu legen, schaute zu, wie es zerfloss, sich ausbreitete und dann zu einer durchsichtigen Schale verhärtete. Das andere legte ich ihr seitlich am Gesicht an, wo die Verletzung am schlimmsten zu sein schien. Als es sich verhärtet hatte, zog ich meinen Außenmantel aus, legte mich hin und schlief ein.

Etwas mehr als siebeneinhalb Stunden später regte sich Seivarden, und ich wachte auf. »Sind Sie wach?«, fragte ich. Das von mir angebrachte Korrektiv hielt ein Auge und eine Hälfte des Mundes geschlossen, aber die Prellungen und Schwellungen an ihrem Gesicht waren sichtlich zurückgegangen. Ich überlegte kurz, was der beste Gesichtsausdruck wäre, und nahm ihn an. »Ich habe Sie vor einem Gasthaus im Schnee gefunden. Sie sahen aus, als hätten Sie Hilfe nötig.« Sie atmete leicht krächzend, ohne mir den Kopf zuzuwenden. »Haben Sie Hunger?« Keine Antwort, sie starrte nur ins Leere. »Haben Sie sich am Kopf gestoßen?«

»Nein«, sagte sie leise, das Gesicht entspannt und schlaff.

»Haben Sie Hunger?«

»Nein.«

»Wann haben Sie zuletzt gegessen?«

»Ich weiß nicht.« Ihre Stimme war ruhig und gleichmäßig.

Ich richtete sie auf und lehnte sie behutsam gegen die graugrüne Wand, damit ich nicht noch mehr Verletzungen verursachte, und passte auf, dass sie nicht umkippte. Sie blieb sitzen, also löffelte ich ihr vorsichtig am Korrektiv vorbei langsam etwas Brot-und-Was-

ser-Brei in den Mund. »Schlucken Sie«, sagte ich, was sie auch tat. Auf diese Weise gab ich ihr die Hälfte von dem, was in der Schüssel war, dann aß ich den Rest und holte noch einen Topf voll Schnee herein.

Sie beobachtete, wie ich wieder eine halbe Scheibe vom harten Brot in den Topf legte, sagte aber nichts, ihr Gesicht immer noch friedlich. »Wie heißen Sie?«, fragte ich. Keine Antwort.

Sie hatte vermutlich Kef genommen. Es hieß immer wieder, Kef würde Gefühle unterdrücken, was zwar stimmte, aber das war noch nicht alles. Früher einmal hätte ich die Wirkung von Kef genau beschreiben können, aber ich bin nicht mehr so, wie ich einmal war.

Soweit ich wusste, nahmen die Leute Kef, um nichts mehr zu fühlen. Oder weil sie glaubten, dass sie ohne Gefühle höchste Vernunft, äußerste Stringenz, wahre Erleuchtung erlangen würden. Aber so funktioniert es nicht.

Seivarden aus dem Schnee zu ziehen hatte mich viel Zeit und Geld gekostet, was ich mir kaum leisten konnte. Und wozu überhaupt? Sich selbst überlassen würde sie sich bald den nächsten Schuss Kef besorgen und den Weg in eine andere schmierige Kneipe finden, um dann wirklich zu Tode zu kommen. Wenn sie es so wollte, hatte ich kein Recht, sie davon abzuhalten. Aber wenn sie tatsächlich sterben wollte, warum hatte sie es dann nicht sauber erledigt, ihre Absicht kundgetan und einen Arzt aufgesucht, so wie es alle taten? Ich verstand es nicht.

Es gab sehr vieles, das ich nicht verstand, und in den neunzehn Jahren, seit ich vorgab, ein Mensch zu sein, hatte ich längst nicht so viel gelernt, wie ich erwartet hatte.

2

NEUNZEHN JAHRE, DREI MONATE UND EINE Woche bevor ich Seivarden im Schnee fand, war ich ein Truppentransporter im Orbit um den Planeten Shis'urna. Truppentransporter gehörten mit sechzehn Decks übereinander zu den mächtigsten Schiffen der Radchaai. Kommandobrücke, Verwaltung, Medizinische Abteilung, Hydrokultur, Technik, Zentraler Zugang und ein Deck für jede Dekade, Wohn- und Arbeitsraum für meine Offizierinnen, von denen mir jeder Atemzug und jede Muskelzuckung bekannt waren.

Truppentransporter bewegen sich nur selten. Ich saß fest, wie ich die längste Zeit meiner zweitausendjährigen Existenz im jeweiligen System festgesessen hatte, und spürte die bittere Kälte des Vakuums außerhalb meines Schiffskörpers. Der Planet Shis'urna ähnelte einer blauweißen gläsernen Empfangshalle, umkreist von einer Raumstation mit einem steten Strom ankommender, an- und abdockender Raumschiffe, die wieder zu einem der mit Leuchtbojen markierten Tore abflogen. Aus meiner Perspektive im Orbit waren die Grenzen der verschiedenen Nationen und Hoheitsgebiete auf Shis'urna nicht zu erkennen, nur auf der Nachtseite des Planeten waren die Städte und Straßennetze dazwischen stellen-

weise hell erleuchtet, zumindest da, wo sie seit der Anexion wiederhergestellt worden waren.

Ich spürte und hörte – ohne sie immer sehen zu können – die Anwesenheit der anderen Schiffe, der kleineren und schnelleren *Schwerter* und *Gnaden* sowie der *Gerechtigkeiten*, die zu jener Zeit am zahlreichsten waren, allesamt Truppentransporter wie ich. Die ältesten von uns waren fast dreitausend Jahre alt. Wir kannten uns schon sehr lange, und inzwischen gab es unter uns nicht mehr viel zu sagen, was nicht schon oft gesagt worden wäre. Von Routine-Mitteilungen abgesehen herrschte zwischen uns im Großen und Ganzen eher ein kameradschaftliches Schweigen.

Da ich noch über Hilfseinheiten verfügte, konnte ich an mehr als einem Ort gleichzeitig sein. Ich war auch in der Stadt Ors auf dem Planeten Shis'urna unter dem Kommando von Esk-Dekaden-Leutnantin Awn im Einsatz.

Ors lag zur einen Hälfte auf wasserdurchzogenem Gelände, zur anderen in einem sumpfigen See, wobei die Seeseite auf Steinplatten über Fundamenten errichtet worden war, die man tief in den Sumpf getrieben hatte. Grüner Schleim bildete sich in den Kanälen und an den Stellen zwischen den Platten, am unteren Teil von Säulen und an allen festen Objekten, die je nach Jahreszeit höher oder tiefer im Wasser standen. Nur selten verzog sich der allgegenwärtige Gestank nach Schwefelwasserstoff, wenn Sommerstürme die seewärts gelegene Stadthälfte erzittern ließen und die Gehwege knietief unter Wasser setzten, das von jenseits der Barriereinseln hereingeflutet kam. Selten. Gewöhnlich verstärkten die Stürme den Gestank noch. Sie kühlten die Luft vorüber-

gehend ab, aber die Linderung hielt jeweils nur ein paar Tage an. Sonst war es ständig feucht und heiß.

Ich konnte Ors aus dem Orbit nicht sehen. Es war eher ein Dorf als eine Stadt, obwohl es früher an einer Flussmündung gelegen hatte und die Hauptstadt eines Landes gewesen war, das sich die Küste entlangzog. Der Handel blühte dank der Flusswege und der Flachboote, die das an der Küste gelegene Sumpfland ansteuerten und die Leute von einem Ort zum nächsten beförderten. Der Fluss hatte sich über die Jahrhunderte verlagert, und nun bestand Ors zur Hälfte aus Ruinen. Wo sich früher kilometerweit rechteckige Inseln in einem Netz aus Kanälen ausgebreitet hatten, lag jetzt ein viel kleinerer Ort, der von zerbrochenen, halb versunkenen Platten umgeben und durchsetzt war, worauf manchmal Pfeiler und Dächer standen, die in der trockenen Jahreszeit aus dem grünen Schlammwasser ragten. Hier waren früher Millionen zu Hause gewesen. Als Radchaai-Truppen vor fünf Jahren Shis'urna annectierten, lebten hier nur noch 6.318 Personen, und natürlich hatte sich die Zahl durch die Annexion weiter verringert. In Ors weniger als in einigen anderen Orten: Sobald wir eingetroffen waren – ich in Gestalt meiner Esk-Kohorten mit ihren Dekaden-Leutnantinnen, die bewaffnet und gerüstet in den Straßen der Stadt aufmarschiert waren –, hatte sich die Oberpriesterin der Ikkt an die ranghöchste anwesende Offizierin gewandt – Leutnantin Awn, wie schon erwähnt – und die sofortige Kapitulation angeboten. Die Oberpriesterin hatte ihren Anhängerinnen gesagt, wie sie sich zu verhalten hätten, um die Annexion zu überleben, und die meisten Anhängerinnen über-

lebten tatsächlich. Das war nicht so selbstverständlich, wie man glauben möchte. Wir hatten von Anfang an klargemacht, dass schon die kleinste Störung während der Annexion den Tod bedeuten könnte, und als die Annexion dann begonnen hatte, wurden überall Exempel statuiert, die deutlich machten, was wir damit meinten, denn es gab immer irgendwelche Leute, die der Versuchung nicht widerstehen konnten, uns auf die Probe zu stellen.

Doch der Einfluss der Oberpriesterin war beeindruckend. Die geringe Größe der Stadt war durchaus trügerisch, denn in der Pilgerzeit strömten Hunderttausende von Besucherinnen über den Vorplatz des Tempels, kampierten auf den Platten verwaister Straßen. Für die Anhängerinnen der Ikkt war es der zweitheiligste Ort auf dem Planeten, und die Oberpriesterin wurde wie eine Gottheit verehrt.

Eine Zivilpolizei war gewöhnlich erst etabliert, wenn eine Annexion offiziell vollzogen war, was oft fünfzig oder mehr Jahre dauerte. Diese Annexion verlief anders – den überlebenden Shis'urnai war die Staatsbürgerschaft viel früher als sonst gewährt worden. Bislang konnte sich niemand aus der Systemverwaltung mit der Vorstellung anfreunden, Personen aus der Zivilbevölkerung im Sicherheitsdienst einzusetzen, und so war die Militärpräsenz immer noch recht stark. Als die Annexion von Shis'urna dann offiziell vollzogen war, kehrten die meisten Esk-Dekaden der *Gerechtigkeit der Torren* in das Schiff zurück, doch Leutnantin Awn blieb, und ich blieb in Form von zwanzig Hilfseinheiten bei ihr, als Eins Esk der *Gerechtigkeit der Torren*.

Die Oberpriesterin wohnte in einem Haus in der Nähe des Tempels, in einem der wenigen unbeschädigten Gebäude aus der Zeit, als Ors noch eine Stadt gewesen war – mit vier Stockwerken und einem abgeschrägten einfachen Dach. Das Gebäude war nach allen Seiten offen, doch es konnten Trennwände hochgezogen werden, wenn eine Bewohnerin Privatsphäre wünschte, und an den Außenwänden konnten bei Stürmen Rollläden heruntergelassen werden. Die Oberpriesterin empfing Leutnantin Awn in einem fünf Quadratmeter großen abgeteilten Raum, in den das Licht über die dunklen Wände hereinschien.

»Finden Sie«, fragte die Priesterin, eine grauhaarige Alte mit kurz gestutztem grauem Bart, »es nicht sehr hart, in Ors zu dienen?« Sie und Leutnantin Awn hatten sich auf Kissen niedergelassen – die wie alles in Ors feucht waren und schimmelig rochen. Die Priesterin trug um die Taille gewickelte gelbe Stoffbahnen, die Schultern wurden von geschwungenen und eckigen Zeichnungen verziert, die sich je nach der liturgischen Bedeutung des Tages veränderten. Aus Rücksichtnahme auf die Gepflogenheiten der Radchaai trug sie Handschuhe.

»Natürlich nicht«, sagte Leutnantin Awn freundlich – auch wenn es nicht ganz der Wahrheit entsprach, wie ich fand. Sie hatte dunkelbraune Augen und kurzes dunkles Haar. Ihre Haut war dunkel genug, um nicht als blass zu gelten, aber nicht so dunkel, wie es gerade in Mode war – sie hätte es verändern können, die Augen und Haare ebenfalls, was sie aber nie tat. Statt ihrer Uniform – ein langer brauner Mantel mit juwelenbe-

setzten Nadeln, darunter Hemd und Hose, sowie Stiefel und Handschuhe – trug sie einen ähnlichen Rock wie die Oberpriesterin, dazu ein dünnes Hemd und sehr leichte Handschuhe. Trotzdem schwitzte sie. Ich stand still und aufrecht am Eingang, während eine Juniorpriesterin Becher und Tassen zwischen Leutnantin Awn und der Göttlichen abstellte.

Gleichzeitig stand ich etwa vierzig Meter entfernt im eigentlichen Tempel – einem untypisch geschlossenen Raum von 43,5 Metern Höhe, 65,7 Metern Länge und 29,9 Metern Breite. An dem einen Ende befanden sich Türen, die fast bis unters Dach reichten, und am anderen ragte eine mit akribischer Genauigkeit gestaltete Reproduktion einer Felswand auf, die woanders auf Shis'urna tatsächlich existierte. Darunter stand ein Podest, von dem eine breite Treppe aus grauen und grünen Steinen zum Boden hinunterführte. Das Licht strömte durch Dutzende von grünen Dachluken herein, fiel auf Wände, die mit Szenen aus dem Leben der Heiligen des Ikkt-Kults bemalt waren. Das Gebäude war anders als alle anderen in Ors. Die Architektur wie auch der Kult der Ikkt waren von anderswo auf Shis'urna importiert worden. Während der Pilgerzeit war dieser Ort übervoll mit Gläubigen. Es gab noch andere Heiligtümer, aber mit »Pilgerfahrt« meinten die Orsai stets die alljährliche Pilgerfahrt an diesen Ort. Doch bis dahin waren es noch ein paar Wochen. Im Moment raunte es leise aus einer Ecke, wo ein Dutzend Gläubige ihre Gebete flüsterten.

Die Oberpriesterin lachte. »Sie sind eine Diplomatin, Leutnantin Awn.«

»Ich bin eine Soldatin, Göttliche«, antwortete Leutnantin Awn. Sie unterhielten sich auf Radchaai, und sie sprach langsam und deutlich und achtete auf ihren Akzent. »Ich empfinde meinen Dienst nicht als hart.«

Die Oberpriesterin quittierte es nicht mit einem Lächeln. In der kurzen Stille, die folgte, stellte die Juniorpriesterin eine Kanne von dem ab, was die Shis'urnai Tee nennen, eine lauwarmer süßliche Brühe, die kaum Ähnlichkeit mit dem Original hatte.

Vor den Toren zum Tempel stand ich außerdem auf dem in türkisfarbenes Licht getauchten Platz und beobachtete die Passantinnen. Die meisten trugen den gleichen einfachen Umhang in leuchtenden Farben wie die Oberpriesterin, doch nur sehr kleine Kinder und die sehr Frommen hatten Zeichnungen, und noch weniger trugen Handschuhe. Einige Passantinnen waren Transplantierte, also Radchaai, denen hier in Ors nach der Annexion Arbeit oder Grundbesitz zugewiesen worden war. Die meisten waren wie Leutnantin Awn in einen einfachen Rock und ein leichtes, loses Hemd gekleidet. Einige hielten hartnäckig an Hose und Jacke fest und schwitzten auf ihrem Weg über den Platz. Alle trugen Schmuck, den nur wenige Radchaai jemals aufgeben würden – Geschenke von Freundinnen oder Geliebten, Andenken an die Toten, Zeichen von Verbindungen zu Verwandten und Klientinnen.

Nach Norden hin, an einem rechteckigen Gewässer vorbei, das aufgrund seiner Lage Vortempelteich genannt wurde, stieg Ors leicht an. Hier stand die Stadt während der Trockenzeit auf festem Boden, und dieser Bereich wurde immer noch vornehm die Oberstadt genannt. Ich

patrouillierte auch dort. Wenn ich am Ufer des Wassers entlangging, konnte ich mich selbst auf dem Platz stehen sehen.

Boote stakten langsam über den sumpfigen See und auf den Kanälen zwischen den Ansammlungen von Platten hinauf und hinunter. Das Wasser war von den Algenchwaden schaumig, hier und dort ragten die Spitzen der Wassergräser heraus. Weiter weg von der Stadt markierten Bojen im Osten und im Westen die verbotenen Wassergebiete, und innerhalb der Abgrenzungen schimmerten die schillernden Flügel der Sumpffliegen über dem dichten Gewirr der Wasserkräuter. Außerhalb der Sperrgebiete trieben größere Boote und die jetzt stillgelegten großen Baggerschiffe, die vor der Annexion den stinkenden Schlamm unter dem Wasser gefördert hatten.

Nach Süden bot sich eine ähnliche Aussicht, allerdings war hier das Meer am Horizont hinter der feuchten Landzunge, die den Sumpf begrenzte, kaum erkennbar. Das alles konnte ich sehen, während ich an verschiedenen Stellen in der Nähe des Tempels stand und durch die Straßen der Stadt ging. Es war siebenundzwanzig Grad Celsius warm und wie immer schwül.

Das galt zumindest für die Hälfte meiner zwanzig Körper. Die übrigen schliefen oder arbeiteten in dem von Leutnantin Awn bewohnten dreistöckigen weitläufigen Haus, das früher die Angehörigen einer großen Familie und einen Bootsverleih beherbergt hatte. Die eine Seite öffnete sich zu einem breiten, schlammigen grünen Kanal, die andere zur größten Straße im Ort.

Drei Segmente im Haus waren wach, gingen administrativen Pflichten nach (ich saß auf einem niedrigen

Podest in der Mitte der ersten Etage auf der Matte und hörte einer Orsai zu, die sich bei mir über die Zuteilung der Fischereirechte beschwerte) und hielten Wache. »Damit sollten Sie zur Distriktmagistratin gehen, Bürgerin«, sagte ich zur Orsai im einheimischen Dialekt. Da ich hier jede kannte, wusste ich, dass sie weiblich und Großmutter war, und beides war zu beachten, wenn ich sie nicht nur grammatisch richtig, sondern auch höflich ansprechen wollte.

»Ich kenne die Magistratin nicht!«, protestierte sie empört. Die Distriktmagistratin residierte in einer großen, dichtbesiedelten Stadt ein gutes Stück flussaufwärts von Ors in der Nähe von Kould Ves. Weit genug entfernt, sodass die Luft oft kalt und trocken war und nicht alles ständig nach Schimmel roch. »Was weiß die Magistratin schon über Ors? Wenn Sie mich fragen, gibt es keine Distriktmagistratin!« Sie redete weiter, erklärte mir die langjährige Verbindung ihres Hauses zur Sperrzone, wo der Zutritt verboten war und das Fischen sicherlich für die nächsten drei Jahre nicht erlaubt war.

Und wie immer war alles vom unterschwelligem Bewusstsein durchzogen, dass ich mich hoch oben in der Umlaufbahn befand.

»Ich bitte Sie, Leutnantin«, sagte die Oberpriesterin. »Keiner gefällt es in Ors außer den Unglücklichen, die hier geboren sind. Die meisten Shis'urnai, die ich kenne, und erst recht die Radchaai wären lieber in einer Stadt mit trockenem Land und richtigen Jahreszeiten, nicht nur mit einer Regen- und einer Nicht-Regenzeit.«

Die immer noch schwitzende Leutnantin Awn nahm eine Tasse vom sogenannten Tee an und trank davon,

ohne mit der Wimper zu zucken, was eine Sache der Übung und des Willens war. »Meine Vorgesetzten verlangen meine Rückkehr.«

Am verhältnismäßig trockenen nördlichen Rand der Stadt sahen mich zwei braun uniformierte Soldatinnen, die mich in einem offenen Fahrzeug passierten, und hoben die Hände zum Gruß. Ich grüßte kurz zurück. »Eins Esk!«, rief die eine. Es waren einfache Soldatinnen der Sieben-Issa-Einheit der *Gerechtigkeit der Ennte* unter Leutnantin Skaaiat. Sie patrouillierten auf dem Landstreifen zwischen Ors und dem südwestlichen Rand von Kould Ves, der Stadt, die sich um die neue Mündung des Flusses gebildet hatte. Die Sieben Issas der *Gerechtigkeit der Ennte* waren Menschen und wussten, dass ich es nicht war. Sie behandelten mich stets mit zurückhaltender Freundlichkeit.

»Mir wäre lieber, Sie würden bleiben«, sagte die Oberpriesterin zu Leutnantin Awn. Das war Leutnantin Awn nicht neu. Wir wären bereits zwei Jahre früher wieder auf der *Gerechtigkeit der Torren* gewesen, wenn die Göttliche nicht immer wieder darum gebeten hätte, dass wir blieben.

»Sie verstehen«, sagte Leutnantin Awn, »dass man Eins Esk lieber durch eine menschliche Einheit ersetzen würde. Hilfseinheiten können unbegrenzt in Suspension gehalten werden. Menschen dagegen ...« Sie stellte den Tee ab und nahm sich einen flachen, gelbbraunen Keks. »Menschen haben Familien, die sie wiedersehen möchten, sie führen ein Leben. Man kann sie nicht über Jahrhunderte einfrieren, wie man es manchmal mit Hilfseinheiten macht. Es ergibt keinen Sinn, Hilfseinheiten

aus den Frachträumen mit der Arbeit zu betrauen, die menschliche Soldatinnen übernehmen könnten.« Obwohl Leutnantin Awn schon seit fünf Jahren hier war und sich regelmäßig mit der Oberpriesterin traf, war es das erste Mal, dass dieses Thema so unverblümt angesprochen wurde. Sie runzelte die Stirn, und Veränderungen in der Atmung und in den Hormonwerten verriet mir, dass sie an etwas Schlimmes dachte. »Sie hatten doch keine Probleme mit Sieben Issa der *Gerechtigkeit der Ennte*, oder?«

»Nein«, sagte die Oberpriesterin. Sie sah Leutnantin Awn mit einem ironischen Lächeln an. »Ich kenne Sie. Ich kenne Eins Esk. Wen auch immer man mir schicken wird, diese Person werde ich nicht kennen. Und meine Gemeinde auch nicht.«

»Annexionen sind chaotisch«, sagte Leutnantin Awn. Die Oberpriesterin zuckte leicht beim Wort *Annexion* zusammen, und ich sah, dass Leutnantin Awn es bemerkt hatte. Dessen ungeachtet fuhr sie fort: »Sieben Issa war nicht deswegen hier. Die Issa-Bataillone der *Gerechtigkeit der Ennte* haben in der Zeit nichts getan, was nicht auch Eins Esk getan hat.«

»Nein, Leutnantin.« Die Priesterin stellte offensichtlich beunruhigt ihre Tasse ab, aber da ich keinen Zugriff auf ihre internen Daten hatte, war ich mir nicht sicher. »Issa der *Gerechtigkeit der Ennte* hat vieles getan, was Eins Esk nicht tat. Es ist wahr, Eins Esk hat ebenso viele Soldatinnen getötet wie Issa der *Gerechtigkeit der Ennte*. Wahrscheinlich noch mehr.« Sie sah mich an, während ich immer noch still neben dem Eingang stand. »Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich glaube, es waren mehr.«

»Kein Problem, Göttliche«, antwortete ich. Die Oberpriesterin sprach oft zu mir, als wäre ich eine Person. »Und Sie haben recht.«

»Göttliche«, sagte Leutnantin Awn mit besorgter Stimme. »Wenn Soldatinnen von Sieben Issa der *Gerechtigkeit der Ennte* – oder sonst jemand – Bürgerinnen missandelt haben sollten ...«

»Nein, nein!«, protestierte die Oberpriesterin in besorgtem Tonfall. »Die Radchaai gehen sehr umsichtig mit den Bürgerinnen um!«

Leutnantin Awns Gesicht wurde wärmer, was mir ihre Bestürzung und ihren Ärger verriet. Ich konnte zwar ihre Gedanken nicht lesen, aber ich konnte selbst ihre kleinsten Muskelzuckungen deuten, sodass ihre Emotionen wie ein offenes Buch für mich waren.

»Verzeihen Sie mir«, sagte die Oberpriesterin, obwohl sich Leutnantin Awns Miene nicht verändert hatte und ihre Haut zu dunkel war, um ihre Zornesröte zu zeigen. »Seit uns die Radchaai die Staatsbürgerschaft verliehen haben ...« Sie stockte, schien ihre Worte noch einmal zu überdenken. »Seit ihrer Ankunft hat Sieben Issa mir keinen Grund zur Klage gegeben. Aber ich habe gesehen, was Ihre menschlichen Truppen während der sogenannten *Annexion* angerichtet haben. Die uns gewährte Staatsbürgerschaft könnte jederzeit zurückgezogen werden und ...«

»Das würden wir nie ...«, protestierte Leutnantin Awn. Die Oberpriesterin unterbrach sie mit erhobener Hand. »Ich weiß, was Sieben Issa oder andere wie sie mit Personen tun, die ihrer Meinung nach auf der falschen Seite stehen. Noch vor fünf Jahren hatten wir gar keine

Bürgerrechte. Und wer weiß, was die Zukunft bringt? Vielleicht sind wir dann Bürger zweiter Klasse?« Sie machte mit der Hand eine Geste der Kapitulation. »Es wird keine Rolle spielen. Solche Ausgrenzungen entstehen schnell.«

»Ich kann Ihnen nicht übelnehmen, dass Sie so denken«, sagte Leutnantin Awn. »Es war eine schwere Zeit.«

»Und ich kann nicht anders, als Sie für unerwartet und unerklärlich naiv zu halten«, sagte die Oberpriesterin. »Eins Esk würde mich sofort erschießen, sollten Sie es anordnen. Ohne zu zögern. Aber Eins Esk würde mich nie ohne Grund schlagen, erniedrigen oder vergewaltigen, nur um ihre Macht über mich zu beweisen oder eine perverse Lust zu befriedigen.« Sie sah mich an. »Nicht wahr?«

»Nein, Göttliche«, sagte ich.

»Die Soldatinnen von Issa der *Gerechtigkeit der Ernte* haben all das getan. Ich wurde zwar verschont, das ist wahr, wie die meisten in Ors. Doch es gab solche Vorfälle. Hätte sich Sieben Issa anders verhalten, wenn stattdessen Sie hier gewesen wären?«

Leutnantin Awn saß bestürzt da, blickte auf ihren unappetitlichen Tee und hatte dem nichts entgegenzusetzen.

»Schon seltsam. Man hört Geschichten über Hilfseinheiten, die sich wie die schrecklichsten Gräueltaten anhören, die je von den Radchaai begangen wurden. Garsedd – wohl wahr, aber Garsedd war vor tausend Jahren. Aber einfach einmarschieren und die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung gefangen nehmen? Um lebende Leichen aus ihnen zu machen, Sklaven der Künstlichen

Intelligenzen Ihrer Schiffe? Gegen ihr eigenes Volk gerichtet? Hätten Sie mich gefragt, bevor Sie uns ... *annektierten*, hätte ich gesagt, es wäre ein schlimmeres Schicksal als der Tod.« Sie wandte sich an mich. »Nicht wahr?«

»Keiner meiner Körper ist tot, Göttliche«, sagte ich. »Und Ihre Schätzung des üblichen Prozentsatzes einer annektierten Bevölkerung, die zu Hilfseinheiten gemacht wird, ist zu hoch gegriffen.«

»Ich hatte immer große Angst vor Ihnen«, sagte die Oberpriesterin zu mir. »Allein der Gedanke, Sie könnten mir zu nahe kommen, mit Ihren leblosen Gesichtern, den monotonen Stimmen, war erschreckend. Aber heute entsetzt mich die Vorstellung einer Einheit lebender, freiwillig dienender Menschen noch viel mehr. Denn ich glaube nicht, dass ich ihnen vertrauen könnte.«

»Göttliche«, sagte Leutnantin Awn mit angespannten Mundwinkeln. »Ich diene freiwillig. Und ich stehe dazu.«

»Ich halte Sie dennoch für eine gute Person, Leutnantin Awn.« Sie nahm die Tasse Tee und trank in kleinen Schlucken, als hätte sie das alles gar nicht gesagt.

Leutnantin Awns Kehle schnürte sich zusammen. Ihr lag etwas auf der Zunge, sie war sich aber nicht sicher, ob sie es aussprechen sollte. »Sie haben von Ime gehört«, sagte sie schließlich. Sie war immer noch angespannt und skeptisch, ob es richtig war, es zur Sprache zu bringen.

Die Oberpriesterin schien unangenehm berührt. »Sollten Neuigkeiten von Ime etwa das Vertrauen in die Radch-Verwaltung stärken?«

Es war Folgendes passiert: Die Station Ime sowie die kleineren Raumstationen und Monde im System waren so weit von einem Provinzpalast entfernt, wie es inner-

halb des Radch-Territoriums nur möglich war. Die Gouverneurin von Ime nutzte diese Entfernung jahrelang zu ihrem eigenen Vorteil – sie veruntreute Gelder, ließ sich bestechen, erpresste Schutzgelder, kassierte bei Auftragsvergaben. Tausende von Bürgerinnen waren zu Unrecht hingerichtet oder (was im Grunde dasselbe war) gezwungen worden, als Hilfseinheiten zu dienen, obwohl die Produktion von Hilfseinheiten nicht mehr legal war. Die Gouverneurin kontrollierte sämtliche Kommunikation und Reisegenehmigungen, und normalerweise hätte die KI einer Station derartige Aktivitäten den Behörden gemeldet, doch daran wurde die Station Ime auf irgendeine Weise gehindert, sodass die Korruption überhandnahm und sich ungehindert ausbreiten konnte.

Bis eines Tages ein Schiff im System eintraf, das nur wenige Hundert Kilometer vom Patrouillenschiff *Gnade der Sarrse* entfernt aus dem Tor-Raum kam. Das fremde Schiff missachtete die Aufforderung, sich zu identifizieren. Als es von der Besatzung der *Gnade der Sarrse* angegriffen und geentert wurde, stieß man auf Dutzende von Menschen und Aliens vom Volk der Rrrrrr. Die Kapitänin der *Gnade der Sarrse* befahl ihren Soldatinnen, die Menschen gefangen zu nehmen, die sich als Hilfseinheiten eignen könnten, und die übrigen sowie alle Aliens zu töten. Das Schiff sollte der Gouverneurin des Systems übergeben werden.

Die *Gnade der Sarrse* war nicht das einzige Kriegsschiff im System, dessen Besatzung aus Menschen bestand. Bis zu jenem Zeitpunkt waren die dort stationierten menschlichen Soldatinnen durch ein System von Bestechungsgeldern, Schmeicheleien, und wenn das nichts

half, Drohungen und sogar Hinrichtungen bei der Stange gehalten worden. Sehr erfolgreich bis zu jenem Moment, als sich die Soldatin Eins Amaat der *Gnade der Sarrse* weigerte, diese Menschen und die Rrrrrr zu töten. Und sie konnte die anderen in ihrer Einheit überzeugen, es ihr gleichzutun.

Das alles hatte sich vor fünf Jahren ereignet. Der Vorfall zeigte bis heute Wirkung.

Leutnantin Awn setzte sich auf ihrem Kissen zurecht. »Die Sache flog auf, weil eine einzige menschliche Soldatin einen Befehl missachtete. Und eine Meuterei anzettelte. Wäre sie nicht gewesen ... nun ja. Hilfseinheiten tun so etwas nicht. Dazu sind sie nicht imstande.«

»Die Sache flog auf«, erwiderte die Oberpriesterin, »weil sich im Schiff, das von den menschlichen Soldatinnen geentert wurde, von ihr und dem Rest ihrer Einheit, Aliens befanden. Radchaai haben keine Skrupel, Menschen zu töten, erst recht nicht, wenn es Nicht-Bürgerinnen sind, aber Sie scheuen sich, einen Krieg gegen Aliens zu beginnen.«

Nur weil ein Krieg gegen Aliens gegen den Vertrag mit dem Alienvolk der Presger verstoßen könnte. Eine Verletzung dieser Vereinbarung konnte sehr ernsthafte Konsequenzen haben. Dennoch waren sich viele hochrangige Radchaai bei dem Thema uneinig. Ich sah, dass Leutnantin Awn gern dagegen argumentieren würde. Doch stattdessen sagte sie: »Die Gouverneurin von Ime scheute sich nicht vor dem Krieg. Sie hätte ihn angezettelt, wenn diese eine Person nicht gewesen wäre.«

»Hat man diese Person bereits exekutiert?«, fragte die Oberpriesterin spitz. Die Hinrichtung war das Schicksal

jeder Soldatin, die den Befehl verweigerte oder gar eine Meuterei anstiftete.

»Das Letzte, was ich hörte, war«, sagte Leutnantin Awn mit gepresstem und flachem Atem, »dass die Rrrrrr bereit waren, sie der Radch zu übergeben.« Sie schluckte. »Ich weiß nicht, was dann geschehen wird.« Natürlich war es wahrscheinlich längst geschehen, was auch immer es war. Nachrichten von Ime erreichten Shis'urna erst nach einem Jahr oder mehr.

Die Oberpriesterin antwortete zunächst nicht. Sie schenkte sich noch etwas Tee ein und löffelte Fischpaste in eine kleine Schüssel. »Bringt Ihnen meine wiederholte Bitte, weiterhin bei uns zu bleiben, irgendwelche Nachteile?«

»Nein«, sagte Leutnantin Awn. »Die anderen Esk-Leutnantinnen sind sogar etwas neidisch. An Bord der *Gerechtigkeit der Torren* gibt es nichts zu tun.« Äußerlich ruhig nahm sie ihre Tasse, obwohl es in ihr brodelte. Sie war beunruhigt. Das Gespräch über die Neuigkeiten von Ime hatte ihr Unbehagen verstärkt. »Und wer etwas zu tun hat, kann auf Anerkennung und mögliche Beförderungen hoffen.« Und dies war die letzte Annexion. Die letzte Chance für eine Offizierin, durch Verbindungen zu neuen Bürgerinnen oder durch offene Aneignung ihr Haus zu bereichern.

»Das ist ein weiterer Grund, warum ich Sie vorziehe«, sagte die Oberpriesterin.

Ich folgte Leutnantin Awn nach Hause. Und beobachtete das Innere des Tempels und überwachte die Leute, die wie immer den Platz überquerten und dabei den



Ann Leckie

Die Maschinen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 544 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-31636-2

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2015

Was wird aus den Menschen, wenn die Maschinen frei sein wollen?

Breg ist eine Kämpferin, die auf einem einsamen Planeten auf Rache sinnt. Hinter ihrer verletzligen, menschlichen Fassade verbirgt sich mehr, als es zunächst den Anschein hat: Sie wurde von den Radch geschaffen, die nach und nach das gesamte Universum unterworfen haben. Breg ist nur dem Äußeren nach eine Frau, vor allem aber ist sie eine perfekt konstruierte Maschine, abgerichtet zum Erobern und Töten. Nun aber beschließt sie das Unmögliche: Ganz allein will sie es mit Anaander Mianaai aufnehmen, dem unbesiegbaren Herrscher der Radch. Denn Breg will endlich frei sein.

 [Der Titel im Katalog](#)